

wo einst eine ganz besonders dichte romanische Bevölkerung saß, blieb eine unüberwindliche Schranke. Ähnliches dürfte auch für die reichen Gegenden des nördlichen Galliens gelten.

Wie steht es aber mit der Verwertung von Ortsnamen und Gräberfunden als historische Quellen durch Petri? Auf zwei Karten vom ungefähren Maßstab 1 : 750 000 werden die fränkischen Orts- und Flurnamen und die Reihengräberfelder in Nordfrankreich eingetragen. Die für die Markierung verwendeten Punkte haben einen Durchmesser von 2 Millimeter. Das entspricht in Wirklichkeit einer Fläche von über 1,5 Quadratkilometer. Daß unter solchen Umständen Nordfrankreich und Wallonien auf der Karte keinen Fleck Erde für eine andere Bevölkerung übriglassen, versteht sich. Das gleiche würde noch in verstärktem Maße der Fall sein, wenn wir die Ortsnamen romanischer Herkunft auf diese Art und Weise eintragen würden. Diese Karten vermitteln daher einen ganz falschen Eindruck. Richtiger wäre es schon gewesen, wenn man den Versuch unternommen hätte, auch den ursprünglichen Ortsnamenbestand wiederherzustellen und mit dem germanischen zu vergleichen. Das dürfte heute noch kaum möglich sein, ebenso wie eine Rekonstruktion der romanischen Nekropolen, die erst die eigentliche Bedeutung der Reihengräberfelder innerhalb der gesamten Bestattungen der Völkerwanderungszeit greifbar machen würden. Doch wollen wir die Diskussion, wieweit Gräberfunde historisch verwertbar sind, dem Archäologen überlassen. Petri scheint uns, trotz der Kenntnis um ihre Problematik, von ihnen zu weitgehenden Gebrauch gemacht zu haben. Die Ortsnamen sind dagegen nicht sorgfältig genug linguistisch „präpariert“ worden, um einwandfrei für die Siedlungsgeschichte herangezogen werden zu können. Über die Verwendbarkeit der Ortsnamenlisten, die ungefähr die Hälfte des ganzen Werkes einnehmen, mögen sich jedoch die Linguisten äußern.¹⁾ Hier soll von der historischen „Zubereitung“ eines Ortsnamens die Rede sein. Je tiefer man nämlich in die Geschichte einer einzelnen Gemeinde eindringt, desto bewußter wird einem, wie sehr sich

¹⁾ Das Urteil, das E. Gamillscheg in der Deutschen Literaturzeitung 59 (1938), 370—377 über die linguistische Seite des Buches fällt, lautet allerdings wenig tröstlich. Es gipfelt in der Äußerung, daß „die eigentliche Arbeit noch einmal gemacht werden müsse“